

(Nachdruck verboten.)

23]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Er schlug den Weg nach Norderbrücke ein. Seine Brust arbeitete gewalttätig. Der Horn raste wie ein Unwetter in ihm und brach sich stoßweise Bahn durch seinen Mund. Meyers Arbeit war ihm schließlich gleichgültig, sie war schlecht, und er hatte sie nur als Lückenbüßer gebraucht. Aber es war empörend, schlechte Arbeit mit seiner Ueberzeugung erkaufen zu sollen! Da standen sie und wagten nicht, Farbe zu bekennen, obwohl es doch eigentlich ganz natürlich erschien, daß man so einen Kameraden mit seinem Körper verteidigte. Meyer stand wie eine Mauer da und sperrte jeglichen wirklichen Fortschritt ab, aber er sollte sich nicht unterstehen, Pelle zu schlagen, denn dann bekam er einen Schlag wieder! Er ging sofort zu Maurer Stolpe hinauf, um sich mit ihm zu bereden; der alte Fachvereinsvorsitzende hatte viel Erfahrung.

„So, er gehört zu denen, die offenen Sklavenhandel treiben,“ sagte Stolpe. „Gegen die sind wir schon früher vorgegangen. Sie sind hier fertig, mein guter Mann, wir können keine Aufwiegler gebrauchen!“ Und sobald man sich wieder eine Kleinigkeit erschlichen hatte — „fertig — hier sind Sie fertig!“ Ich bin selbst wie ein gejagter Hund gewesen. Zu Hause ging Mutter rum und weinte. Ich konnte es ihr ansehen, aber wenn ich die Frage aufnahm, sagte sie: Halt aus, Stolpe, Du sollst nicht nachgeben. Du vergißt das tägliche Brot, Mutter, sagte ich dann. Ach, das tägliche Brot, ich kann ja bloß auf Waschen ausgehen! Das war damals, jetzt hat die Pfeife schon einen anderen Ton bei uns. Jetzt nehmen die Meister hübsch den Hut vor dem alten Stolpe ab! — Der muß niedergedrückt werden, verhängt doch die Sperre über den Kerl!“

Pelle hatte nichts dagegen. „Wenn es nur geht,“ sagte er. „Mit unserer Organisation sieht es ja noch schwach aus!“ „Versucht es nur, auf alle Fälle, Schaden könnt Ihr ihnen immer. Er langt nach Deinem Brot, um Dein Gewissen zu treffen, so lang Du wieder nach seinem Geldbeutel, da hat er sein Gewissen sitzen. Müht es weiter nichts, so erseht Ihr doch daraus jedenfalls selbst, daß Ihr keine Sklavenseelen seid.“

Pelle saß noch eine Weile da und plauderte. Er hatte so im stillen gehofft, Ellen wieder zu treffen, wagte aber nicht zu fragen, ob sie heute käme. Frau Stolpe forderte ihn auf, zu bleiben, um mit ihnen zu Abend zu essen. Sie warteten nur auf die Söhne. Aber Pelle hatte keine Zeit; er mußte hinaus und Verhaltensmaßregeln für die Sperre treffen.

„Dann kommen Sie Sonntag, Sonntag ist Ellens Geburtstag.“

Mit starken Schritten wanderte er zu dem Vorsitzenden des Fachvereins; die Einladung zum Sonntag hatte den Rest seines Hornes verschluckt. Die Aussicht auf einen Kampf mit Meyer versetzte ihn in gehobene Stimmung. Den Vorsitzenden Petersen für seine Sache zu gewinnen, dessen war er sicher, wenn er nur außer Bett war. Er hatte seinerzeit beim Hofschuhmacher gearbeitet und haßte ihn wie die Pest. Man sagte, Petersen habe eine kleine sinnreiche Erfindung mit einem Patentknopf für Damensstiefel gemacht. Er verstand sich nicht selbst darauf, die Erfindung auszunutzen und wandte sich damit an Meyer. Aber der Hofschuhmacher betrachtete die Erfindung ohne weiteres als sein Eigentum, da sie ja von einem seiner Arbeiter gemacht war. Er nahm ein Patent darauf und verdiente viel Geld damit, so winzig wie das Ding auch war, um das es sich handelte. Als Petersen an dem Verdienst Anteil verlangte, wurde er verabschiedet. Er selbst sprach nie davon, sondern saß unten in seinem Keller und brütete über dem Unrecht, so daß er nicht wieder in die Höhe kommen konnte. Fast seine ganze Zeit hatte er dem Fachverein gewidmet, um durch ihn Rache zu nehmen, aber es ging nicht recht vorwärts damit. Er flammte heftig auf, es fehlte ihm aber an Ausdauer. Brustschwach war er auch.

Er zitterte vor Erregung, als ihm Pelle seinen Plan auseinandersetzte. „Großer Gott im Himmel, wenn wir ihn zu fassen kriegen könnten,“ flüsterte er heiser und ballte seine mageren Hände, in die der Tod schon dunkle Schatten hineingelegt hatte. „Ich würde gern mein elendes Leben hingeben, um den Schurken ruiniert zu sehen. Sieh die da!“ er beugte sich flüsternd vor und zeigte Pelle eine Feile, die an einem kräftigen Schaft saß und spitig zugeschliffen war. „Wenn ich die Kinder nicht hätte, so hätte er die schon längst zwischen den Rippen gehabt.“ Seine grauen, ruhelosen Augen, die ihn an den verrückten Anker erinnerten, hatten einen kalten, stehenden Blick.

„Ja, ja,“ sagte Pelle und legte die Hand beruhigend auf die seine. „Es hat ja keinen Zweck, Dummheiten zu machen. Unser Ziel erreichen wir nur, wenn wir fest zusammenhalten.“

„Bist Du den Kampf organisieren?“ sagte Petersen, „ich taue nicht mehr dazu. Ich habe keine Kräfte. Aber das Signal blasen, das will ich wohl, und zwar so, daß sie aufwachen. Dann mußt Du selbst dafür sorgen, sie zum Feuer heranzuhalten.“

Der Tag wurde gut ausgenutzt; schon am nächsten Abend waren die Mitglieder zu einer Versammlung zusammengetrommelt. Petersen hielt Wort und legte flammend los. Er glied nach dem letzten Blutsturz einer Leiche, die Augen brannten in den dunklen Höhlen, er stand da wie ein Blutzeuge für die Notwendigkeit des Kampfes. Die Sperre wurde einstimmig angenommen!

Dann trat Pelle vor und organisierte das Erforderliche. Jetzt war die Reihe an ihm. Es war kein Geld in der Kasse, aber jeder Mann mußte sich verpflichten, einen gewissen Beitrag für die zu zahlen, die nun arbeitslos wurden. Jeder mußte sein Teil tun, um Meyer den Zugang zu Arbeitskräften abzuschneiden. Das durfte kein Rausch sein, den man morgen, wenn man erwachte, bereute. Es galt, sich im voraus klar zu sein über die Schwierigkeiten und das, worauf man sich einließ. Und dann dreimal hurra für einen glücklichen Ausfall.

Diese Sache hatte viele Laufereien im Gefolge. Aber was tat das? Pelle, der so viel saß, hatte keinen Schaden davon, in die Luft hinaus zu kommen! Er nahm die Nacht mit zur Hilfe, um das Veräumte wieder einzuholen. Arbeit, die die bei dem Hofschuhmacher verlorene ersetzte, erhielt er bei den kleinen Meistern in Christianshafen, die jetzt vor Weihnachten viel zu tun hatten.

Schon am zweiten Tage, nachdem er aufs Pflaster geworfen war, stand die Ankündigung der Sperre unter „Gewerkschaftlichem“ im „Arbeiter“. „Zuzug streng fernzuhalten!“ Das war gleichsam ein Tagesbefehl, der aus Pelles eigenem Munde hervorgegangen war. Er schnitt die Notiz aus und hin und wieder, während der Arbeit, holte er sie heraus und betrachtete sie. Dies war er — obwohl es nirgends stand — Pelle und der größte Meister der Stadt lagen sich ein wenig in den Haaren! Jetzt kam es also darauf an, wer der Stärkere war.

Zu Stolpe kam Pelle oft. Merkwürdigerweise trafen seine Besuche immer mit Ellens Ausgangstagen zusammen. Dann begleitete er sie nach Hause, und sie gingen nebeneinander her und redeten über ernsthafte Dinge. Es war nichts Stürmisches in ihnen beiden, sie gingen da, als läge ein langes Leben vor ihnen. Seine Festigkeit fühlte er in dem Kampf gegen Meyer. Er war Ellens Wesen sicher, so unnahbar sie auch war. Etwas in ihm sagte, sie sollte es sein und sie würde es werden. Es war eine von den Naturen, der es schwer war, die Schale zu zersprengen, so daß die Frucht zum Vorschein kam; aber er fühlte, daß hinter ihrem verschlossenen Wesen etwas für ihn wuchs, und er ward nicht ungeduldig.

Eines Abends hatte er sie wie gewöhnlich bis an die Haustür begleitet. Sie standen da und sagten einander gute Nacht. Sie reichte ihm die Hand auf ihre linksische zurückhaltende Weise, die im Grunde ebenförmig Unwillen bedeuten konnte, und wollte dann hinausgehen.

„Aber soll es denn eigentlich unser ganzes Leben so weiter gehen?“ sagte Pelle lächelnd und hielt ihre Finger fest. „Du hast mich ja doch lieb!“

Sie stand eine Weile da, steinhart im Ausdruck; dann reichte sie ihm den Mund und küßte ihn mechanisch, wie ein Kind küßt, mit fest geschlossenen Lippen. Sie war schon auf dem Wege ins Haus, stürzte aber plötzlich wieder hinaus, riß ihn an sich und küßte ihn heftig, zügellos. Es lag etwas so Gewalttames, fast Fanatisch-Wildes in ihrer Handlung, daß er ganz verwirrt wurde. Er kannte sie gar nicht wieder, und als er zu sich selbst kam, war sie schon auf dem Wege die Küchentreppe hinauf. Er stand da, geblendet wie nach einem Feuerregen und hörte sie laufen, als werde sie verfolgt.

Seit jenem Tage war sie eine andere. Ihre Liebe war wie der Lenz, der sich in einer Nacht entfaltet. Sie konnte ihn nicht einen Tag entbehren: wenn sie ausging, um Einkäufe zu machen, kam sie in die Arche hinaufgelaufen. Ihr Wesen hatte das Träge abgeworfen; über ihren Handlungen und Bewegungen lag Spannung; sie brach sich in kleinen Ausbrüchen von ihnen Bahn. Sie sprach nicht viel; wenn sie einander begegneten, preßte sie ihn heftig an sich, wie um einen Schmerz zu betäuben und verbarg ihr Gesicht; zwang er sie in die Höhe, so hielt sie standhaft die Augen geschlossen. Dann atmete sie tief auf und setzte sich hin, saß lächelnd da und sumimte zu seinen Worten und sah ihn dabei an!

Es war, als vertiefe sie sich in sein inneres Wesen; und Pelle, der das Bedürfnis hatte, sein eigenes zu finden und zu fühlen, ertrug sichere Freude aus ihrer Gesellschaft. Er hatte in allem, was sich um ihn erhob, nach seinem Innern als natürlicher Stütze getastet, hatte ängstlich dem gelauscht, was da drinnen aufstieg und ohne es zu wissen, gezwinkelt und gefragt. Und nun bestätigte sie etwas, so sicher, wie sie an seinem Arm hing und schwieg und starrte nur, bis ihr Starren gleich einem stolzen Ruf in ihm selbst vibrierte und er sich unendlich reich fühlte. Sie redete ja mit etwas Inwendigem in ihm, wenn sie so sinnend starrte! Aber was sie sagte, das erfuhr er nicht, auch nicht, welche Antwort sie erhielt. Wenn er sie mit Fragen aus ihrem verzauberten Starren herausriß, senkte sie nur wie jemand, der erwacht und küßte ihn.

Allen war treu und uneigennützig und sehr geschätzt bei ihrer Herrschaft. Ein eigentlicher Fortschritt war nicht zu spüren. Sie sehnte sich danach, die seine zu werden, das war das ganze. Aber die Zukunft ward auf Belles eigenen Lippen geboren durch ihr träumendes Starren, als sei sie es, die ihm die lichten Worte eingab. Und dann lauschte sie mit einem fernen Lächeln — wie etwas Herrlichem; sie selbst schien dem keine Gedanken zu schenken. Es lag eine innere Hingebung über ihr, die auf Pelle wie Unterwärme wirkte, so daß er den Kopf lang hinausreckte in das Licht hinein. Dies war diese feste Frömmigkeit in ihrem Wesen, die die „Familie“ veranlaßte, sie nedend heilig zu nennen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

4) Von Leo Tolstoi.

3.

Die Fenster der Kaserne und der kleinen Soldatenhäuschen waren längst dunkel, und nur in einem der großen Häuser der Festung waren noch alle Fenster erhellt. In diesem Hause wohnte der Kommandeur des Kurinischen Regiments, Fürst Semjon Michajlowitsch Woronzow, ein Sohn des Oberkommandierenden gleichen Namens, der als Statthalter in Tiflis residierte. Der junge Woronzow lebte mit seiner Gattin Maria Wassiljewna, einer gefeierten Petersburger Schönheit, in der kleinen kaukasischen Festung auf größtem Fuße, wie noch nie ein Mensch in dieser Gegend gelebt hatte. Woronzow aber, und ganz besonders seine Frau, schien es, daß sie hier nicht nur ein sehr bescheidenes, sondern geradezu ein entbehrungsloses Leben führten. Allen anderen Leuten deuchte ihr Leben ganz erstaunlich üppig und prunkhaft.

Jetzt, um die Mitternachtsstunde, sah der Hausherr in dem großen Salon mit dem den ganzen Fußboden bedeckenden Riesenteppich und den herabgelassenen schweren Portieren im Kreise seiner Gäste an dem von vier Kerzen erleuchteten Spieltisch und spielte mit ihnen Karten. Fürst Woronzow war ein blonder Mann mit langem Gesichte; er trug die Uniform eines Flügeladjutanten, mit Namenszug und Achselnähren; sein Partner beim Spiel war ein Kandidat der Petersburger Universität, ein junger Mensch von mürrischem, struppigem Aussehen, den die Fürstin vor kurzem als Lehrer ihres Sohnes aus erster Ehe engagiert hatte. Ihre Spielfegner waren zwei Offiziere, der von der Garde übergetretene Kompaniechef Poltorazkij, ein Mensch mit vollem, rotem Gesichte, und der Regimentsadjutant, der in auffallend gerader Haltung, mit kühltem Ausdruck in dem schönen

Gesichte, dasaß. Die Fürstin Maria Wassiljewna selbst, eine stattliche Schöne von hohem Wuchse, mit großen Augen und dichten, schwarzen Brauen, saß neben Poltorazkij, dessen Weine sie mit ihrer Krinoline berührte, und sah ihm in die Karten. Ihre Worte, ihre Blide, ihr Lächeln, jede Bewegung ihres Körpers, das Parfüm, dessen Duft sie ausströmte — alles das verdrängte Poltorazkij so sehr den Kopf, daß er über ihrer Gegenwart sich selbst vergaß, beim Spiel Fehler über Fehler machte und seinen Partner immer mehr aus dem Häuschen brachte.

„Nein, das ist nicht zum Aushalten — nun verschenkt er schon wieder ein As!“ sagte der Adjutant und wurde ganz rot vor Ärger, als Poltorazkij aus Unachtsamkeit ein As abwarf.

Poltorazkij riß, als wenn er eben aus dem Schlafe erwachte und nicht wüßte, um was es sich handelte, seine gutmütigen, schwarzen Augen weit auf und sah den unzufriedenen Adjutanten groß an.

„Nun, verzeihen Sie schon,“ sagte Maria Wassiljewna lächelnd. „Sie sehen, daß ich recht hatte — ich sagte es Ihnen gleich,“ wandte sie sich an Poltorazkij.

„Sie haben mir doch kein Wort davon gesagt,“ sagte Poltorazkij lächelnd.

„Wirklich nicht? entgegnete sie und lächelte wieder. Und dieses Lächeln, das gleichsam eine Antwort auf sein eigenes Lächeln war, erregte und entzückte Poltorazkij so sehr, daß er feuerrot wurde, in seiner Ekstase mechanisch nach den Karten griff und sie zu mischen begann.

„Ich gebe die Karten,“ sagte der Adjutant streng, nahm ihm das Spiel aus der Hand und verteilte die Karten mit seiner ringelgeschmückten weißen Hand so noncholant, als wenn er sie nur so rasch wie möglich loszuwerden suchte.

Der Kammerdiener des Fürsten betrat den Salon und meldete, daß der diensttuende Offizier den Fürsten zu sprechen wünsche.

„Die Herren gestatten wohl,“ sagte der Fürst, der das Russische mit englischem Akzent sprach. „Vielleicht vertrittst du mich so lange, Marie . . .“

„Ist's den Herren recht?“ fragte die Fürstin, während sie sich in den rauschenden Seidengewändern, mit dem strahlenden Lächeln einer glücklichen Frau, rasch und leicht in ihrer ganzen stattlichen Größe erhob.

„Mir ist jederzeit alles recht,“ sagte der Adjutant, im Stillen sehr zufrieden, daß die Fürstin, die keine Ahnung vom Spiel hatte, jetzt gegen ihn spielen sollte. Poltorazkij lächelte nur über das ganze Gesicht vor lauter Staunen und Glück.

Der Mobber war zu Ende, als der Fürst in den Salon zurückkam. Er war in sehr angeregter, heiterer Stimmung.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Herrschaften.“

„Run?“

„Trinken wir ein Glas Champagner!“

„Dazu bin ich stets bereit,“ sagte Poltorazkij.

„Sehr angenehm,“ sagte der Adjutant.

„Wassilij, Champagner!“ wandte der Fürst sich zu dem Kammerdiener.

„Warum wurdest Du gerufen?“ fragte Maria Wassiljewna.

„Der Offizier vom Dienst wollte mich sprechen — und noch jemand anders . . .“

„Wer? Was gibts?“ fragte Maria Wassiljewna hastig.

„Ich kann es nicht sagen,“ versetzte Woronzow achselzuckend.

„Du kannst es nicht sagen?“ wiederholte Maria Wassiljewna.

„Run, das werden wir sehen.“

Man brachte den Champagner. Die Gäste tranken jeder ein Glas, beendeten das Spiel, rechneten ab und verabschiedeten sich voneinander.

„Ihre Kompanie soll morgen eine Streife durch den Wald unternehmen?“ fragte der Fürst Poltorazkij.

„Ja — warum?“

„Nun, dann sehen wir uns morgen,“ sagte der Fürst mit leichtem Lächeln.

„Sehr angenehm,“ sagte Poltorazkij, der gar nicht recht verstanden hatte, was Woronzow zu ihm sagte, und nur an den Händedruck dachte, den er sogleich mit Maria Wassiljewna tauschen würde.

Die Fürstin drückte nicht nur Poltorazkij's Hand, sondern schüttelte sie auch nach ihrer Gewohnheit recht kräftig. Sie kam noch einmal auf den Fehler zu sprechen, den er beim Spiel gemacht hatte, als er fälschlicherweise mit Karo herauskam, und auf ihrem Gesicht lag dabei ein Lächeln, das ihm ganz besonders freundlich und verheißungsvoll erschien.

Als Poltorazkij nach Hause ging, befand er sich in einer begeisterten Stimmung, die nur jemand begreifen kann, der gleich ihm in der großen Welt aufgewachsen ist und nach monatelangem, rauhem Kriegsdienst wieder einer Frau aus jener Welt, noch dazu einer Frau wie der Fürstin Woronzow, begegnet.

Als er an das Häuschen kam, in dem er mit einem Kameraden wohnte, stieß er mit dem Fuße gegen die Luhtentür, doch die Tür war verschlossen. Er begann zu klopfen, aber niemand öffnete. Er war ärgerlich und stieß nochmals mit dem Fuße und dem Säbel gegen die verschlossene Tür. Hinter der Tür liegen sich Schritte vernehmen, und Poltorazkij's leib eigener Diener Wawila schob den Riegel zurück.

„Wie kommst Du auf einmal darauf, die Tür zu verriegeln? Tölpel!“

„Es kann doch so leicht jemand eindringen, Alexej Wladimirovich.“

„Bist wieder mal betrunken, was? Wart', ich will Dich lehren.“

Er wollte Wawila einen Schlag versetzen, besann sich jedoch eines andern.

„Na, hol' Dich schon der Teufel. Mach' Licht!“

„Sofort, im Augenblick.“

Wawila war in der Tat betrunken, er war beim Zeugunter-offizier zur Namenstagsfeier gewesen.

Als er nach Hause gekommen, hatte er so allerhand Vergleiche zwischen seinem eigenen Leben und dem Leben des Zeugunter-offiziers Zwan Matwejewitsch angestellt. Zwan Matwejewitsch hatte seine schönen Einnahmen, war verheiratet und hoffte, nach einem Jahre seinen Abschied zu bekommen.

Wawila dagegen war als Knabe von der Herrschaft ins Haus genommen worden, und er zählte bereits vierzig Jahre und war noch immer nicht verheiratet, sondern mußte mit seinem lieberlichen Herrn dieses elende Lagerleben führen.

Er war ja kein böser Mensch, sein Herr, er prügelte ihn nur selten einmal, aber was für ein Leben war das im Grunde genommen! Er hatte versprochen, sobald er aus dem Kaukasus nach Hause käme, ihm den Freibrief zu geben; aber was sollte Wawila mit dem Freibrief anfangen?

„Ein Hundeleben ist's,“ dachte Wawila, und weil er sehr schläfrig war, besaß er, sogleich zu Bett zu gehen. Da er jedoch fürchtete, es könnte jemand kommen und etwas stehlen, so hatte er der Vorrichtung halber den Kiegel vorgeschoben.

Poltorazkij betrat das Zimmer, in dem er mit seinem Kameraden Tichonow zusammenschlief.

„Na, hast Du verspielt?“ begann Tichonow, der bei seinem Eintritt erwacht war.

„Im Gegenteile — ich habe siebzehn Rubel gewonnen und eine Eliquot leeren helfen.“

„Und Moria Wassiljewna angehimmelt.“

„Und Maria Wassiljewna angehimmelt — ganz recht.“ Wiederholte Poltorazkij.

„Es ist Zeit zum Aufstehen,“ sagte Tichonow, „um sechs Uhr sollen wir abmarschieren.“

„Geda, Wawila!“ rief Poltorazkij, „daß Du mich ja um fünf Uhr weckst!“

„Damit Sie mich prügeln, wenn ich Sie wecke, nicht wahr?“

„Weden sollst Du mich — hörst Du, Kerl?“

„Zu Befehl.“

Wawila nahm die Stiefel und Kleider seines Herrn und entfernte sich. Poltorazkij legte sich ins Bett, zündete sich lächelnd eine Zigarette an und löschte das Licht aus. Im Dunkeln sah er das lächelnde Gesicht Maria Wassiljewnas vor sich.

Bei Woronzows schlief man nicht sogleich ein. Als die Gäste fort waren, trat Maria Wassiljewna auf ihren Mann zu, blieb vor ihm stehen und sagte streng:

„Nun, wirst Du mir jetzt sagen, wer da war?“

„Aber, meine Liebe.“

„Ach was, meine Liebe! Es war ein geheimer Abgesandter, nicht wahr?“

„Und wenn es selbst der Fall war — ich darf es nicht sagen.“

„Du darfst nicht? Gut, dann will ich es sagen!“

„Du?“

„Es war Chadschi-Murat, nicht wahr?“ sagte die Fürstin. Sie hatte bereits seit einigen Tagen von Unterhandlungen gehört, die mit Chadschi-Murat geführt wurden, und vermutete nun, daß Chadschi-Murat selbst bei ihrem Manne erschienen sei.

Woronzow konnte nun nicht mehr leugnen, doch bereitete er seiner Frau eine Enttäuschung durch die Mitteilung, daß nicht Chadschi-Murat selbst, sondern nur ein Abgesandter erschienen sei — er habe ihm die Nachricht überbracht, daß Chadschi-Murat an der Stelle, wo im Walde das Holz gefällt würde, mit ihm zusammenzutreffen wolle.

In dem einformigen Festungsleben, das die jungen Woronzows führten, bot dieses Ereignis immerhin eine Abwechslung, über die sie beide erfreut waren. Sie plauderten noch eine ganze Weile darüber, wie angenehm die Nachricht seinem Vater sein würde, und legten sich gegen drei Uhr zu Bett.

(Fortsetzung folgt.)

Im Schnee.

Von Adolf Heilborn-Steigly.

Draußen klingt der helle Frost. Ich aber sitze im bequemen Lehnstuhl und spotte seiner. Der eiserne Ofen glüht von den Buchenscheiten wie eine Tulppe, und die Aepfel auf dem Roste bräuteln und zischen leise vor Behagen. Am Fenster funkeln tausend Blumen, sie hängen an Zweigen und sprühen aus Moos, sind zarter denn Schneeglöckchen und wieder stahlglänzend wie ein Zgellaktus: ein ganzer Garten ist mir über Nacht erblüht. In dichten, schweren Kloden fällt der Schnee. Wie Wattedäuschchen auf dem Weihnachtsbaum liegt er gehäufelt auf den kahlen Ästen der Robinie draußen, daran die langen, braunen Schoten auseinanderprallend rasselnd. In Wälden

aufgeplustert hocken die Spähen dazwischen, ein Häuschen Unglück, und piepen kläglich und schauen neidisch, doch mißtrauend der flinken, bunten Reife zu, die auf ihrer Walnuß Karussell fährt. Ich hab' mir den Brindman aus dem Schranz geholt, den „Kaiser-Ohm“, der paßt so recht in diese Stimmung. „Wuten für da Bidelstein.“ Ich har äwersten hannig inscheln laten. Da kommt ein Sonnenstrahl durchs Fenster. Mit einem Ruck schließ ich den Schmüker, daß der Dompfaff im Bauer vor Schreck fast von der Stange purzelt, und dann hinaus ins Freie.

Kaum bin ich draußen, grüßt mich läppisch der Frost. Er zupft mich an der Nase und kneipt mir die Waden und zwickt mich ins Ohr und drückt mir die Hände, daß mir die Augen blinzeln. Der Wind pfeift die Straße entlang wie ein Cassenjunge, klopft an alle Fenster, reißt an allen Türen und das hüpfet und tanzt und stöbert dazu, daß einem schier der Atem stockt. In den Gärten, die Sträucher und Bäume, nicken unter der weichen Wucht und schauen darein, als hätte sie der Zuderbäder gepudert.

Und vor mir nun das weite, weiße Feld. Wie ungelente Stapsen eines Riesen laufen die Krüppelweiden die Kreuz und Quer darüber hin, zum Walde, der dort hinten, ein schwarzes Fleck, wie eine drohende Wolke aufsteigt. Es schneit und schneit, die Krähen am grauen Himmel schreien, es zu meinen Füßen trippelt ängstlich, nach Futter spähend, ein Haubenlerchenpaar. Schon seh ich wie ein Schneemann aus. In Haar und Bart, auf Hut und Rock ein Fiodengespinst, ein gligerndes Eisblumenblühen, pointilliert wie eine Landschaft Segantinis. Und Stern an Stern, jedsstrahlend jeder, wie Amethyst und Bergkristall, bald spitz, bald stumpf, nun rauh, nun glatt. . . .

Und heller wird's. Die Kloden fallen sacht und sacher. Irgendwo klingelt ein Schlitten. In breitem Streifen flirrt das Sonnengold über das bläulich leuchtende Schneetuch. . . .

Ich bin im Walde. Die jungen Bäumchen hier am Saume neigen die schweren Zweige bis tief zur Erde und ätzen heimlich. Ein Specht hämmert am morschen Eichenstamm, und wie aus weiter Ferne klingt das Hochzeitslied des Kreuzschnabels in seine Trommelrhythmen. Am Bache blühen die finstern Erlen, ich drehe mir Käpchen davon und stecke sie an den Hut. Tastend prüf ich das Eis, es trägt mich. Weit ausholend schlitt're ich wie ein Schulbus' dahin, daß der knirschende Schnee hoch aufstäubt, und jauchze, wie's da unten stöhnt und großt. Amidnat legt ein Rehbod, den weißen Spiegel hoch in der Luft, mit mächtigem Sprunge ins Dickicht jurid, und laut schändernd streicht mit zappelnden Schlägen eine erschredte Elfter hochauf.

Nun hör' ich das tiefe Summen der fleißigen Mühle. Das Eis unter mir birst pfeifend querüber, ich springe hastig ans Ufer. Noch ein paar Schritt, und vor mir liegt der verschneite Weiher. Dort drüben am Ufer, wo das fahle Rohr wie Palmentwipfel nickt, steht ein Fischer in hohen Wasserstiefeln und schlägt mit der Art Büchsen ins splitternde Eis. Ein Volk buntschillernder Enten schaut ihm interessiert aus respektvoller Entfernung zu, eine drostige Korona, die einen platt auf der Eisbed hodend, die andern talentvoll auf einem Beine balanzierend.

Am Ufer träumen ringsum die schneeberhangenen Bäume. Wie ein Seufzen löst sich im Windhauch das weiße Polster von den Zweigen und zerfaltert in tausend flimmernde Sterne. Und die Mühle rauscht und summt dazu ihr einschläfernd Lied.

Reitschenthalen, so hell und knatternd wie Gewehrfeuer. Mit Brettern schwer beladen, klinkt ein Wagen mühsam den steilen Hohlweg hinan. Die Braunen schrauben und dampfen, und die blanken Sielengehänge tanzen und klirren. Der Knecht, die Stummelpfeife zwischen den Zähnen, geht nebenher und knallt und knallt.

Und nun hebt von der Mühle drunten die Säge zu zischen und zu gellen an. Ein scharfes „schrüüüü“, das dumpfer wird und dumpfer, von neuem aufschreit und erstirbt, und über allem, wie ein Orgelpunkt, das tiefe Summen der Welle.

Wie der Schneelönigin Zauberichloß starrt in tausend funkelnden Zapfen das Häuschen. Vom Dache hängen sie herab, sie hüpfen auf der Welle und tanzen mit dem Rade, sie tauchen von den Latten und Klettern an den feuchten Pfeilern. Und der Bach stürzt schäumend über sie her und führt sie fort, und mit spitzigen Nadeln klammern sie sich an das Eis und kämpfen mit den verebbenden Wogen. Die ganze Mühle ein Gligern und Funkeln und glänzendes Weiß. Und wie die Sonne nun darauf strahlt, schließ ich geblendet die Augen.

Die Hunde schlugen blaffend an, der Müller tritt in die Tür, ich bin am Ziel.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Die Entstehung neuer Sterne. Die Beobachtung neuer Sterne am Himmel ist dem Menschen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit beschieden. Früher, als die Beobachtungsmittel und demzufolge auch die Kenntnisse vom Sternenhimmel noch unvollkommen waren, mußte ein neugebildeter Stern schon von besonderer Helligkeit sein, um aufzufallen. Jetzt hat man für die meisten Teile des Himmelsgetwölbes bereits photographische Aufnahmen, so daß bei genauer Prüfung ein neuer Stern der Feststellung kaum entgehen kann. Allerdings nimmt

die Durchsicht der photographischen Himmelsaufnahmen, da sich auf jeder Platte Tausende von Sternen befinden, so viel Zeit in Anspruch, daß das Vorhandensein eines neuen Sterns oft erst festgestellt wird, wenn er bereits wieder verblühten oder zum wenigsten weder für ein Fernrohr noch für die Photographie erreichbar ist. Immerhin haben sich die Entdeckungen neuer Sterne in den letzten Jahren, namentlich durch den Eifer weiblicher Astronomen sehr vermehrt und beschleunigt. Damit ist aber für die Aufklärung der wichtigsten Frage noch wenig erreicht, denn man will doch vor allem wissen, wie dies wunderbare plötzliche Ausleuchten von Sternen zustande kommt. Nach der Auffassung von Professor Wikertun wird das durch den Zusammenstoß zweier Sonnen hervorgerufen. Es sind gleichsam zwei tote Sonnen, die aufeinanderprallen und unter ungeheuren Flammenerscheinungen einer dritten Sonne das Leben geben. Der Gelehrte wagt auch anzugeben, daß diese Geburt stets eine dreiviertel Stunde dauert, gleichviel wie groß die zusammenstößenden Sterne sind, weil mit der Größe auch die Geschwindigkeit wächst. Zufällig können derartige Katastrophen selbstverständlich nicht sein, sondern sie sind geregelt durch die Gesetze der Massenanziehung. Viele Jahrhunderte, bevor der Zusammenstoß erfolgt, haben die Sonnen bereits begonnen, gegen einander zu fallen, wobei die Geschwindigkeit dauernd wächst, je näher sie einander kommen. Es würde demnach zu bedenklichen Schlüssen führen, wenn vielleicht einmal auch an unserer Sonne mit Sicherheit ermittelt werden würde, daß die Geschwindigkeit, mit der sie und die ganze Planetenschar durch den Weltraum eilt, in einer stetigen Zunahme begriffen wäre. Bisher aber ist das noch nicht geschehen, und es würden sicher Jahrtausende nötig sein, um eine solche Beobachtung in zuverlässiger Weise zu machen. Treffen zwei Sonnen schließlich aufeinander, so wird die enorme Gewalt, die sich aus dem Produkt von Masse und Geschwindigkeit ergibt, beim Zusammenstoß aufgelöst und in Hitze verwandelt. So entsteht der neue Stern, dessen Masse sich infolge der explosionsartigen Erscheinungen binnen einer Stunde zu einem Durchmesser von vielen Millionen Kilometern auswächst. Der berühmte neue Stern im Perseus (Nova Persei) hatte bei seiner Erscheinung am Himmel einen Glanz, der unter Berücksichtigung der weiten Entfernung, den der Sonne zehntausendmal übertraf. Allerdings war dieser Stern der hellste, der wenigstens seit dreihundert Jahren beobachtet worden ist.

Aus dem Tierleben.

Langlebigkeit bei den Tieren. Diese Frage, die so recht eine Domäne der naturwissenschaftlichen Märchenbildung ist und vielfach recht groteske Beantwortungen sogar in der wissenschaftlichen Literatur findet, hat kürzlich eine eingehende Untersuchung durch zwei französische Zoologen erfahren. Nach Dr. A. Legend hat sich folgende Tabelle der Lebensdauer im Tierreich aufstellen. Nach zuverlässigen Beobachtungen haben gelebt: 800 Jahre — Kolobus, Karpyen; 200 Jahre — Walriß, Elefant; 150 Jahre — Felle; 100 — Papagei, Krähe, Adler; 90 — Löwe, Rhinoceros; 50 — Gans, Hecht, Pelikan; 40 — Hirsch, Geier; 30 — Esel, Stier, Kamel; 25 — Pferd, Pfau, Distelfink, Buchfink; 20 — Schwein, Vär, Damhirsch, Auh, Taube, Kage, Hund, Wolf, Krebs; 18 — Ochse; 15 — Ente, Aal, Nachtigall, Lerche, Fuchs, Fasan; 12 — Schaf, Brasse; 10 — Ziege, Sperling, Schlei, Drossel, Rotkehlchen, Zeisig, Grille; 8 — Kaninchen; 7 — Gais, Eichhörnchen, Spinne; 5 — Hänfling; 3 — Baumföng. Der andere Forscher L. Guénot versetzt in seinem Buche „la genèse des espèces animales“ (Die Entstehung der Tierarten) die Ansicht, daß diese Zahlen insofern zu hoch gegriffen sind, als es sich hier um Tiere handelt, die vor den schädlichen Einflüssen der Umgebung durch den Menschen künstlich geschützt waren. Zieht man diese Einflüsse in Betracht, so bekommt man folgende Aufstellung, in der die Tiere nach der in der Zoologie üblichen Klassifikation gruppiert sind: der Elefant lebt 100—120 Jahre; das Rhinoceros 25—37 Jahre; Pferd und Hirsch 40; der Weißbär 37; der Löwe 35; der Dohle 30; das Wildschwein 25; die Kage 14—20; Schafal und Hund 17—18; das Schaf 15; der Fuchs 14; der Gais 10; das Eichhörnchen 6; weiße Ratte und Maus 2—3.

Der Felle 164 Jahre, der Geier 118, der Adler mehr als 100 Jahre, die Krähe 50—70, der Papagei 80—100 und länger, die Eiderente 80—100 und länger; Sturk, Esler 30; Gans, Schwan 100; Nachtigall, Amsel, Gimpel, Distelfink, Zeisig, Sperling 12—25; Taube, Fuhn 10—30; Truthahn, Goldfasan 15.

Die Schildkröte lebt bis zu 300 Jahren; die Kröte 40; der Triton 15 Jahre.

Der Krebs wird bis 20 Jahre alt.

Die Ameisenkönigin lebt 10—15 Jahre; Biene und Termiten-Königin 4—5 Jahre; die Dronnen 4—5 Monate; die Arbeitsbiene 6 Monate, die Fladen 13 und 17 Jahre.

Spinnen leben 1—2 Jahre; die Spinne Atypus piceus 7 Jahre. Schneidelschnecken erreichen 6—8 Jahre, einige Arten von Mollusken 50—100 Jahre und länger; Bluteigel bringen es bis zu 20 Jahren; Regenwürmer bis zu 6—10 Jahren; Abtinien bis mindestens zu 67 Jahren.

Bei Durchsicht beider Tabellen, die übrigens in Hauptpunkten gut miteinander übereinstimmen, fällt es auf, daß manche nach verwandte Tierarten ganz gewaltige Unterschiede in der Lebensdauer aufweisen. Es kann auch keine Regelmäßigkeit konstatiert werden derart, daß höhere Arten längere Lebensdauer als die niederen be-

sitzen. Alle derartigen gesetzmäßigen Zusammenhänge liegen hier vorläufig noch im Dunkeln, und die Aufgabe der Wissenschaft besteht zunächst nur darin, möglichst genaues und möglichst vollständiges Material für weitere Untersuchungen zu sammeln.

Technisches.

Bambuspapier. Während man noch vor einigen Jahrzehnten in der Schule lernte, daß das Papier hauptsächlich aus Lumpen hergestellt wird, haben sich die Verhältnisse seitdem sehr geändert. Diese Wandlung prägt sich übrigens auch darin aus, daß in den deutschen Handelsstädten Gebäude wie die alten Lumpenspeicher und Kamen wie Habergasse verschwandern sind. Gegenwärtig spielt der Holzbrei als Rohstoff für die Papierfabrikation die größte Rolle, und in Amerika beispielsweise hat sein Verbrauch derart zugenommen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten, die bis dahin ihren Waldreichtum für unerschöpflich gehalten hatte, strenge Maßregeln zum Schutz der Wälder ergreifen mußte, wenn diese nicht durch den Hunger der Papierfabriken in bedrohlicher Weise abnehmen sollten. Da auch in anderen Ländern, in denen eine geregelte Forstwirtschaft längst besteht, das Holz nicht in beliebigen Mengen zur Verfügung ist, so hat man sich noch nach mancherlei anderen Stoffen umgesehen, die zur Bereitung von Papier dienen könnten. Unter anderem hat das Aggras aus Nordafrika eine zunehmende Bedeutung dafür gewonnen. Vielleicht die beste Pflanze aber für diesen Zweck wie eins der nächststen Gewächse auf der Erde überhaupt scheint der Bambus zu sein, der von den Chinesen schon seit vielen Jahrhunderten zur Papierfabrikation gebraucht wird. Das hat man auch in Amerika eingesehen und den Plan gefaßt, zum weiteren Schutz der heimatischen Wälder den Bambus zu gebrauchen. In der neu erworbenen Zone des Panamafanals und außerdem in der tropischen Insel Porto Rico besitzen die Vereinigten Staaten jetzt ein Gebiet, wo jährlich mehrere Millionen des schnell wachsenden Bambusholzes erzeugt werden könnten; außerdem gedeiht er auch in den südlichen Teilen der Union selbst recht gut. Da nun auch amerikanische Sachverständige zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß der Bambus in der Papierbereitung allen anderen Stoffen überlegen ist, so ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß der in Ostasien schon seit so langer Zeit hochgeschätzte Strauch bald auch in Amerika eine stärkere Verbreitung gewinnen wird.

Die Zunahme der Zentralheizung. Daß in den Großstädten die Zentralheizung während der letzten Jahre eine rasche Ausbreitung erfahren hat, davon kann man sich an den Neubauten und ihren Anpreisungen überzeugen. Namentlich nachdem die Mängel der Dampfheizung durch die Vervollkommnung der Warmwasserheizung aus dem Wege geräumt sind, werden jetzt weitaus die meisten Häuser mit Zentralheizung gebaut. In öffentlichen Gebäuden gar ist sie schon fast allgemein geworden, während in Mietshäusern sich hier und da ein Rückschlag in die Bevorzugung der zwar umständlicheren, aber behaglicheren und angeblich in manchen Punkten auch immer noch gesünderen Ofenheizung bemerkbar gemacht hat. Immerhin steht der große Fortschritt der Zentralheizung auch in den Wohngebäuden außer Zweifel. Einen zahlenmäßigen Beleg dafür hat Dr. Richard Schröder aus Charlottenburg im „Gesundheitsingenieur“ erbracht. Auch jetzt liegen erst von 15 deutschen Großstädten genaue Erhebungen vor. Danach würde Charlottenburg verhältnismäßig die meisten Wohnungen mit Zentralheizung besitzen, nämlich rund ein Achtel der Gesamtzahl, und die Zahl der Wohnungen mit Zentralheizung hat sich in einem Zeitraum von 8 Jahren um mehr als das Doppelte vermehrt. Die anderen Städte, von denen Ziffern vorliegen, stehen aber in dieser Hinsicht trotz starker Zunahme weit zurück. In Schöneberg belief sie sich nach einer Statistik, die allerdings nur für das Jahr 1905 angestellt worden ist, auf 6,2 v. H. In Berlin selbst hatte in dem gleichen Jahr noch nicht der hundertste Teil sämtlicher Wohnungen Zentralheizung. Etwas überlegen scheinen in dieser Hinsicht Hamburg und Düsseldorf zu sein, auch kleinere Städte wie Posen, Lübeck und Altona. Diese Ziffern ergeben aber insofern kein vollständiges oder überhaupt richtiges Urteil, als die Anlage einer Zentralheizung in alten Häusern wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten und Kosten nur selten vorgenommen wird. Es kommt also wesentlich darauf an, welche Berücksichtigung die Zentralheizung bei den Neubauten findet. Die Feststellungen über diesen Punkt ergeben nun ein recht günstiges Bild. In Charlottenburg beispielsweise wurden in den letzten Jahren 61 v. H. aller Neubauten mit Zentralheizung versehen. Auch in anderen Städten, wo diese Art der Heizung noch nicht eine derartige Aufnahme gefunden hat, ist sie wenigstens in dauerndem Fortschritt begriffen. In Essen hat sich der Anteil der Neubauten mit Zentralheizung von 4,6 v. H. im Jahre 1902, auf 14,4 v. H. im Jahre 1908 gehoben. Eine ähnliche Steigerung ist in Köln ermittelt worden. Weist sich es gerade die großen Wohnungen, die in dieser Weise ausgestattet werden. Nur in Groß-Berlin überwiegen gerade die kleinen Wohnungen mit Zentralheizung als Behausungen bequemer und zahlungsfähiger Junggefallen. Dr. Schröder hat seine Untersuchungen auch auf die Steigerung der Mietpreise durch die Zentralheizung ausgedehnt. Im allgemeinen scheint die Preissteigerung etwa ein Viertel zu betragen, was als viel zu hoch bezeichnet werden muß.